



Heilung – um jeden Preis?

Neue Zell- und Gentherapien versprechen bei gewissen Krebsarten und seltenen Erbkrankheiten Heilung. So beeindruckend diese medizinischen Errungenschaften für Betroffene sind, so imposant sind auch die Kosten dafür. Das teuerste Medikament kostet derzeit über zwei Millionen Franken.

Innovation hat ihren Preis und wird es immer haben. Wie weit er auch im Gesundheitswesen gerechtfertigt ist, wird derzeit heftig diskutiert. Nicht zuletzt deshalb, weil die Entwicklung hin zu exorbitant teuren Behandlungsmethoden das Solidaritätsprinzip unseres Versicherungssystems vor grosse Herausforderungen stellt. Wie lange können sich unter diesen Voraussetzungen noch alle Gesundheit leisten?

Die US-Amerikanerin Emily Whitehead ist auf den ersten Blick eine ganz normale Teenagerin. Dennoch sorgt die 14-Jährige immer wieder für Schlagzeilen. 2017 wird sie vom Fachmagazin «Nature» sogar zu einem der zehn einflussreichsten Menschen gekürt, die eine entscheidende Rolle in der Wissenschaft gespielt haben. Doch zurück zum Anfang: Akute lymphatische Leukämie lautet die niederschmetternde Diagnose, als Emily noch ein kleines Kind ist. Nach zwei fehlgeschlagenen Chemotherapien gibt es für sie keine Hoffnung mehr. Emily wird sterben, das steht fest. Für die Eltern bricht eine Welt zusammen – nicht zum ersten Mal, seit ihr einziges Kind krank ist. Anstatt Emily in ein Hospiz einzuweisen, stimmen sie 2012 einer ebenso experimentellen wie riskanten Behandlungsmethode zu, die vom Immunologen Carl June an der Universität von Pennsylvania entwickelt worden ist. Sie sieht vor, die weissen Blutkörperchen aus dem Blut des Krebspatienten zu filtern und im Labor gentechnisch zu modifizieren und zu vermehren. Zurück im Körper, können die neu programmierten Zellen den Krebs erkennen, angreifen und im Idealfall abtöten. Emily hatte Glück – trotz anfänglichen Komplikationen spricht sie auf die



«Die Frage, was ein Menschenleben wert ist, ist der falsche Ansatz. Wichtiger ist, dass wir die Wirksamkeit und die Kosten einer Behandlung in ein Verhältnis setzen.»

Ruth Baumann-Hölzle, Leiterin Dialog Ethik

neue Therapie an. Heute, sieben Jahre später, ist sie immer noch krebsfrei. «Ich bin weltweit das erste Kind, das Krebs durch das Umprogrammieren der eigenen Immunzellen besiegt hat», schreibt sie stolz auf ihrer Website.

Fehlende Transparenz

Emilys Genesung hat eine neue Ära im Kampf gegen Krebs eingeläutet – auch wenn Therapien mit sogenannten CAR-T-Zellen massive Nebenwirkungen verursachen, die lebensbedrohlich oder tödlich sein können.

Mittlerweile ist das erste Produkt auf dem Markt: Die Schweizerische Zulassungs- und Aufsichtsbehörde für Arzneimittel und Medizinprodukte Swissmedic hat die Immunzelltherapie Kymriah von Novartis vor

knapp einem Jahr für zwei Blutkrebsarten zugelassen, bei denen die etablierten Therapien nicht greifen. Eine erfreuliche Nachricht – für Betroffene genauso wie für ihre Angehörigen. Allerdings wird die Freude merklich getrübt durch die öffentliche Debatte um den hohen Preis. Denn Novartis verlangt für eine Kymriah-Therapie rund 370 000 Franken.

«Inwieweit der Preis gerechtfertigt ist, lässt sich unter den derzeitigen Umständen nicht entscheiden», findet die Theologin und Ethikerin Ruth Baumann-Hölzle, «vor allem angesichts der Tatsache, dass der Basler Pharmakonzern seine Preisfestsetzungspolitik nicht transparent macht.» Baumann ist Mitbegründerin und Leiterin von Dialog Ethik, dem unabhängigen und interdisziplinär tätigen Institut für Ethik im

Gesundheitswesen. «Sobald es um exorbitant teure Behandlungsmethoden geht, werde ich immer wieder gefragt, was ein Menschenleben wert sei. Das ist der falsche Ansatz, denn es lässt sich nicht mit Geld aufwiegen. Zudem ist es unangemessen in einer demokratisch verbrieften Gesellschaft, in der die Menschenwürde und die Menschenrechte als Grundwerte gelten, einen Diskurs über den Wert des Individuums zu führen.»

Viel wichtiger sei es, sagt Baumann dezidiert, «dass wir die Wirksamkeit und die Kosten einer Behandlung in ein Verhältnis setzen. Nur so können wir klare Kriterien als Schwellenwerte für Leistungen festlegen, die über die Grundversicherung finanziert werden sollen.» Gerade weil die finanziellen Ressourcen im Gesundheitsbereich begrenzt seien, müsse der Staat die Pharmaindustrie endlich in die Pflicht nehmen, um einen Kollaps zu verhindern. «Es kann nicht angehen, dass diese Unternehmen verhältnislose Gewinne auf Kosten des öffentlichen Gesundheitswesens machen können. Hier dürften nicht allein die Mechanismen der freien Marktwirtschaft gelten, denn wir kommen als Gesellschaft solidarisch für die Leistungen auf. Zudem stehen die Patienten in einem starken Abhängigkeitsverhältnis.» Aus diesem Grund sei die Kostentransparenz eine essenzielle Voraussetzung für ein bezahlbares und für alle zugängliches Gesundheitssystem, ist Baumann überzeugt.

Mehr Transparenz wünscht sich auch Verena Nold, Direktorin des Branchenverbands der schweizerischen Krankenversicherer *santésuisse*: «Es ist derzeit nicht nachvollziehbar, wie die Entwicklungs- und Herstellungskosten für eine solche Therapie kalkuliert werden und ob sie einen derart hohen Preis rechtfertigen. Auch aus diesem Grund fehlt uns bis anhin eine verbindliche Vergütungslösung.» Damit verweist Nold auf die Fallpauschalen, über die stationäre Behandlungen abgerechnet werden. Zu deren Berechnung wird in der Regel auf die tatsächlichen Kosten der Spitäler aus den Vorjahren zurückgegriffen. Weil aber solche Daten u. a. für Kymriah nicht vorliegen und das Bundesamt für Gesundheit diese neuen Verfahren auch nicht als Arzneimittel im üblichen

«Die Pharmaindustrie kann nicht verhältnislose Gewinne auf Kosten des öffentlichen Gesundheitswesens machen.»

Ruth Baumann-Hölzle, Leiterin Dialog Ethik



Sinn einstuft, braucht es eine neue Form der Entschädigung. Bis es so weit ist, hat santésuisse eine Sonderlösung erarbeitet. «Uns war es wichtig, den Betroffenen den Zugang zu dieser lebenswichtigen Therapie schnell und unkompliziert zu ermöglichen. Deshalb empfehlen wir unseren Mitgliedern, sich über die ordentlichen Fallpauschalen hinaus an einer Abgeltung in der Höhe von 200 000 Franken zu beteiligen.» Mittelfristig sollen aber auch diese Therapien über das reguläre System der Fallpauschalen bezahlt werden. Derweil haben Anfang Juli 2019 zwei NGO beim



«Wir brauchen mutige Reformen, wenn wir uns auch künftig ein qualitativ hochstehendes Gesundheitssystem leisten wollen.»

Jakob Passweg, Chefarzt Hämatologie Universitätsspital Basel



«Es ist derzeit nicht nachvollziehbar, wie die Entwicklungs- und Herstellungskosten für teure Therapien kalkuliert werden und ob sie den derart hohen Preis rechtfertigen.»

Verena Nold, Direktorin Santésuisse

Europäischen Patentamt in München Einspruch gegen das Kymriah-Patent erhoben. Einerseits weil es sich dabei um keine Neuerung handle, sondern um das Forschungsergebnis einer öffentlichen Institution. Und andererseits weil die verantwortungslose Preispolitik zunehmend zu einer Zweiklassenmedizin führe. Kymriah ist aber längst nicht das teuerste Medikament auf der Welt. Die US-Behörden haben im Mai die Gentherapie Zolgensma freigegeben, die zur Behandlung einer tödlichen Muskelkrankheit bei Kindern eingesetzt wird. Kostenpunkt: 2.1 Millionen Franken.

Adäquate Preise

Innovation hat ihren Preis. Darüber sind sich Expertinnen und Experten durchaus einig und finden, dass sie bei der Preisgestaltung mitberücksichtigt werden muss. Diesen Wert in Franken zu definieren, sei nur deshalb so schwierig, weil sich die Herstellungskosten einfacher messen lassen würden als der Wert einer bahnbrechenden Erfindung, konstatiert Jakob Passweg, Chefarzt Hämatologie am Universitätsspital Basel. Ob 370 000 Franken tatsächlich ein adäquater Preis für eine einmalige Behandlung sei, hänge entsprechend von verschiedenen Faktoren ab: «Unter anderem davon, ob es sich um eine hochwirksame Therapie handelt, die bereits nach einer einmaligen Anwendung ohne Nebenwirkungen Leben rettet oder dieses zumindest um einige Jahre verlängert. Gleichzeitig müssen wir den Preis mit anderen, ähnlich wirksamen Medikamenten vergleichen – gerade auch mit jenen, die über einen längeren Zeitraum

genommen werden. Die finanzielle Dimension sieht dann nicht mehr so gravierend aus», sagt Passweg und gibt ein Rechenbeispiel: «Wenn etwa eine Patientin aufgrund einer Krebserkrankung jährlich Behandlungskosten von über 80 000 Franken verursacht, und das über zehn Jahre hinweg, dann kommen wir auch auf 800 000 Franken.»

Mit dieser Relativierung warnt Passweg vor vorschnellen Schlussfolgerungen, ohne die Kostenexplosion im Gesundheitswesen verharmlosen zu wollen. «Wir brauchen mutige Reformen, wenn wir uns auch künftig ein qualitativ hochstehendes Gesundheitssystem leisten wollen.» Sparpotenzial gebe es vielerorts: «Nehmen wir beispielsweise die Überkapazität im ambulanten und stationären Bereich. In manchen Regionen gibt es drei Spitäler, wo eins vollkommen ausreichen würde. Kommt hinzu, dass wir über die Grundversicherung Behandlungen oder Therapien bezahlen, die erwiesenermassen unnötig sind.» Sparpotenzial bietet auch eine neue Allianz, zu der sich vor Kurzem mehrere Universitätsspitäler zusammengeschlossen haben. «Gemeinsam wollen wir unsere Kompetenzen so bündeln und künftig in der Lage sein, selbst individuelle Zelltherapien anbieten zu können – und das zu einem tieferen Preis», so Passweg.

Text: Güvengül Köz Brown

Fotos: Marcel A. Mayer

